Shakespeare in Deutschland.

Zum Gedenken des 300jährigen Todestages des großen britischen Dramendichters.

Von Dr. **A. Busse.**

Shakespeare's Andenken bei der dreihundertjährigen Wiederkehr seines Todestages zu ehren, ist eine Pflicht, deren sich auch die Deutschen nicht entziehen werden. Ein Zweifel kann darüber kaum bestehen. Stammesverwandtschaft ist freilich nicht der Grund dafür; sie dürfte vielmehr jeden redlich denkenden Deutschen dieser Pflicht entheben. Zudem ist es um diese Stammesgenossenschaft eine eigene Sache; denn wie viel rein angelsächsisches, also germanisches Blut in Shakespeare's Adern floß, ist noch eine ungelöste Gelehrtenfrage.

Nein, der Grund zu dieser Verpflichtung liegt tiefer. Mit der ihm eigenen Vorurteilslosigkeit ist deutscher Geist dem wahren Genie gefolgt und hat sich seine Schöpfungen zugeeignet, soweit sie als Fremdes nur immer in das deutsche Wesen hineinpaßten. So ist auch Shakespeare's Werk zum Geistesgut der Deutschen geworden und hat sich unter ihnen fortgeerbt und vermehrt in drei Jahrhunderten.

Schon bald nach seinem Tode brachten englische Komödianten seine Dramen nach Deutschland, zunächst zwar nur dem Inhalte nach. Als Kunstwerke sprachen seine Schöpfungen vorerst nicht zu den Deutschen, nur den Rohstoff derselben konnten jene Schauspieler vermitteln. Doch auch an diesem haben sich zum eigenen Heile schon frühzeitig deutsche Dichter versucht. In Peter Squenz wurde der handwerksmäßig reimende Komödiant der Zeit verhöhnt, im „Bestraften Brudermord“ der Geist des seelisch kranken Hamlet wieder heraufbeschworen. Großzügige Stoffe sind wohl notwendig für eine gute Tragödie, aber sie machen noch nicht das große Trauerspiel. Das paßt in jedem Sinne auf jene deutschen Dichterlinge des 17. Jahrhunderts. Sie traten nur in den Vorraum ein, und sie wußten dabei noch nicht einmal, vor welchem Kunstheiligtum sie standen.

Ganz langsam und bedächtig bemühten sich die suchenden und tastenden Geister der nächsten Jahrhunderthälfte hineinzubringen, bis schließlich die sicheren, zielbewußten Führer des deutschen Geistes mit festem Griff die Tür weit auftaten. Doch auch zum Vordringen gehörte schon ein gut Stück moralischen Mutes. Hatte sich doch Deutschland von den Sitten und Anschauungen der ihnen wesensfremden Franzosen völlig blenden und einnehmen lassen. Da erschien 1741 von einem Herrn W. von Bork eine Uebersetzung von Shakespeares Julius Cäsar, allerdings in jenem Versstil des Alexandriners, auf den die Franzosen heute noch eingeschworen sind. Shakespeare im französischen Gewande vor den Deutschen! Wir schütteln heute bedenklich den Kopf ob dieser Verkennung eines Dichtergeistes. Denn Shakespeare's „mighty line“ gehört nun einmal unauflöslich mit seinem Werk zusammen. Der Schritt, den v. Bork tat, war vielleicht eine Vermittlung von Geschmacksrichtungen, er war aber doch auch ein erster Protest gegen eine verderbliche Einseitigkeit. So wurde Shakespeare zur magischen Kraft, zunächst einen fast zwei Jahrhunderte alten Bann zu brechen. Allein er wurde sehr bald mehr. Er wurde der Läuterungsquell, der mit manchem anderen kräftig half zur Gesundung des deutschen Geschmacks und besonders der deutschen Dichtkunst. Alles Gespött der Franzosentümler konnte den neuen Geist nicht mehr bannen. Das allumfassende Genie Shakespeare's mit seiner tiefen und genauen Menschenkenntnis trieb die deutschen Geister zunächst zur Besinnung auf sich selbst. So sehr waren sie ihrem eignen Wesen fremd geworden, daß sie wie aus zwei feindlichen Lagern ins deutsche Volk hineinriefen: Folgt den Franzosen! Folgt den Engländern! In jenen Jahren, um die Mitte des 18. Jahrhunderts, begann Shakespeare einen direkten Einfluß auszuüben auf das deutsche Geistesleben. Lessing spricht klar und scharf in seinem berühmten 17. Literaturbrief zuerst die großen Möglichkeiten eines solchen Einflusses aus. „Wenn man die Meisterstücke des Shakespeare,“ so sagt er, „mit einigen bescheidenen Veränderungen unseren Deutschen übersetzt hätte, ich weiß gewiß, es würde von besseren Folgen gewesen sein, als daß man sie mit Corneille und Racine so bekannt gemacht.“ Mit seinen Behauptungen fand er zunächst in H. W. von Gerstenberg kräftige Unterstützung, versucht aber hat er später selbst, auch die Beweise dafür anzutreten. Den schlimmsten Spötter der Franzosen, ihren bissigen Voltaire, vor dessen Hohn auch das Andenken eines Shakespeare's nicht sicher war, zieht er zum Vergleich heran und zeigt, wie tief seine Bühnenwerke unter dem Hamlet, Othello und Romeo des großen Briten stehen.

Weiter noch als Lessing holte Herder, der oft unterschätzte Anreger seines und des folgenden Jahrhunderts, aus und wies auf die ungeheure Schöpferkraft, auf die Mannigfaltigkeit seiner tragischen Konflikte und Charaktere hin. Freilich hat auch er trotz aller kritischen Begabung noch nicht alle Schöpfungen richtig gewertet. Er hat — das wirft man ihm vor — die Uebertreibungen und künstlerischen Ausschweifungen der Stürmer und Dränger, jener Alters- und Gesinnungsgenossen des jungen Goethe mitverschuldet. Doch was verschlägt's? Haben die Jünger den Anreger Herder mißverstanden, ihr Meister Goethe hat doch aus denselben Anregungen heraus seinen „Götz von Berlichingen“ geschaffen, den wir uns trotz aller künstlerischen Mängel gewiß nicht nehmen lassen wollen. Daß er im Schatten des britischen Titanen entstanden ist, wird uns bei aller Wertschätzung nicht verdrießen. Der junge Goethe stand nun einmal im Banne desselben, in schwärmerisch-jugendlicher Hingebung singt er ihm in einer Rede, die er nie gehalten, ein überschwängliches Loblied.

Lessings Literaturbrief hatte es inzwischen einem anderen Zeitgenossen ins Herz gegeben, daß mit dem bloßen Reden über Shakespeare dem deutschen Volke nicht gedient sei. Wieland war's, der von Borcks Idee wieder aufnahm und Shakespeare's Kunstwerke den Deutschen in ihrer eigenen Prosa mundgerecht zu machen suchte. Im ganzen übersetzte er in vier kurzen Jahren (1762—66) 22 seiner Dramen. Und als hätten sich alle guten Götter und Musen verbunden, dem großen englischen Dichter auf deutschem Boden die uneingeschränkte Anerkennung zu sichern, die ihm in der Heimat versagt blieb, sandten sie in jene große Zeit in Friedrich Schröder auch noch einen der größten Darsteller des Lear, Hamlet und Othello, den die deutsche Bühne je gekannt hat. Es waren Wieland's Uebersetzungen, die dieser Künstler in eignen Bearbeitungen auf Deutschlands bedeutendste Bühnen von Wien bis Hamburg brachte. An ihm hat sich eine ganze Schule von deutschen Shakespeare-Darstellern herangebildet, und wenn man den Berichten selbst nur zur Hälfte Glauben schenken darf, muß man annehmen, daß jene Aufführungen zu dem Denkwürdigsten gehören, was das deutsche Theater im 18. und auch im 19. Jahrhundert erlebt hat.

Trotz alledem hatten die Deutschen noch nicht den vollen Shakespeare in seinem ganzen gottbegnadeten Künstlertum kennen gelernt. Denn so lange er ausschließlich in nüchterner Prosa gelesen und aufgeführt wurde, konnte man sein wahres Wesen nicht ganz erkennen. Da war es Wilhelm Schlegel, der begabte Anempfinder unter den Romantikern, der sich daran machte, Shakespeare mit seinem ganzen poetischen Reiz und seiner gebundenen Sprache in deutsche Verse zu übertragen. In denselben Jahren begann er, als nun auch Schiller sich für den englischen Dichter begeisterte und seinen Macbeth für das Weimarer Theater bearbeitete, und als Goethe aufs neue im Wilhelm Meister auf die große Kunst des Hamlet-Dichters hinwies. Dieser Schlegel-Tiecksche Shakespeare ist die monumentalste Uebersetzungsarbeit der Weltliteratur. Mit großem Geschick und feinem Spürsinn hatte sich Schlegel hineingefühlt in die Eigenheiten des Originals. Sein Bestreben war, für alle diese Eigenheiten nicht allein des Inhalts und der Form, sondern auch des Stils und der Sprache Gleichwertiges im Deutschen zu finden und an die Stelle des englischen Textes zu setzen. Das ist ihm denn auch in hervorragendem Maße gelungen in den 17 Dramen, die er übertragen hat. Geleitet von seinen Grundsätzen, haben Tiecks Tochter Dorothea und Graf Wolf von Baudessin seine Arbeit fortgesetzt und die übrigen 19 Dramen verdeutscht, wobei Tieck selber als erster Ratgeber sich betätigte. In dieser Uebertragung ist Englands größter Dichter dann im Laufe des 19. Jahrhunderts zum geistigen Eigentum der Deutschen geworden. Allen voran hat Goethe selbst die bedeutendsten Dramen in der neuen Form auf die Weimarer Bühne gebracht, andere leitende Theater Deutschlands folgten ihm bald.

Mit rastlosem Eifer haben die hervorragendsten Kräfte des deutschen Theaters und der deutschen Dichtung das ganze 19. Jahrhundert hindurch die Schlegel-Tieck'sche Uebersetzung zu vervollkommnen oder durch neue Verdeutschungen zu übertreffen versucht. Mit Heinrich Voß, J. Meyer, Dingestedt, Jordan, Simrock, Hallberger, Gildemeister, Wilbrandt und Paul Heyse sind nur die bekanntesten Namen derer genannt, die sich um den deutschen Shakespeare weiter bemühten. Neben Schiller und Goethe wurde er den deutschen Dichtern zum Maßstab, an dem sie ihre Ideen und Fähigkeiten messen konnten. Grillparzer, Hebbel, Gutzkow und andere fühlen sich von ihrem künstlerischem Gewissen getrieben, mit ihm und der Eigenart seiner Kunst sich auseinander zu setzen. Am eingehendsten von allen hat aber Otto Ludwig, selbst ein bedeutender Dichter, in seinen Shakespeare-Studien versucht, das eigentliche Wesen seiner Kunst zu erfassen; er ist an Shakespeare zum großen Dichter geworden. Allmählich zog das Interesse an ihm immer weitere Kreise. Laien, wie Rümelin, wetteiferten mit Fachgelehrten, den großen Dramatiker der Engländer zu erklären. Zuweilen führte dieser Eifer sogar zu heftigen Streitigkeiten. Einigermaßen Ordnung in dieses Hin und Wieder der Meinungen zu bringen und die deutsche Shakespeareforschung in geordnete Bahnen zu leiten, das versuchten dann 1864 einige Gelehrte und Schriftsteller durch Gründung der deutschen Shakespeare-Gesellschaft. Was in der Heimat des Dichters zweimal fehlschlug, das gelang damit auf deutschem Boden. Denn diese Gesellschaft besteht heute ununterbrochen 52 Jahre lang. Was sie für das immer tiefere Verstehen ihres Schutzpatrons geleistet hat, steht zum Teil in der langen Reihe ihrer Jahrbücher verzeichnet. Weit über ihren Bereich hinaus haben außer ihren Mitgliedern andere an derselben Aufgabe gearbeitet. Neben A. Schmidt, Gervinus, Ulrici, Berger und Bulthaupt ist hier vor allem der Anglist Delius zu nennen. Seine deutschen Anmerkungen zur englischen Ausgabe werden von deutschen wie englischen Forschern hochgeschätzt. Um der seit Schlegel wesentlich fortgeschrittenen Textkritik gerecht zu werden, hat dieselbe Gesellschaft vor etwa zehn Jahren Hermann Conrad mit einer Durchprüfung und Neubearbeitung der Schlegel-Tieck'schen Uebersetzung beauftragt, eine schwierige Aufgabe, die sehr viel poetisches Feingefühl erfordert. Bei all diesen Arbeiten hat man aber auch in Deutschland nicht vergessen, daß Shakespeare nicht nur Gegenstand der Forschung ist, nicht nur von einem verhältnismäßig kleinen Kreis Gebildeter gelesen wird, sondern daß er vor allem dem Volk durch das Theater erhalten bleiben muß. Kaum eine Bühne von einiger Bedeutung gibt es in Deutschland, die nicht in einer Spielzeit auch das eine oder andere Stück Shakespeare's auf ihren Spielplan setzt. Es ist bekannt, daß die Gesamtzahl der deutschen Shakespeare-Aufführungen die der englischen seit Jahren um ein Beträchtliches übertrifft. Dabei werden nicht nur einige bedeutende Stücke herausgegriffen, sondern es wird, wo immer möglich, der ganze Shakespeare gespielt. Denn man will nicht nur den Dichter auf seiner Höhe sehen, sondern auch wissen, wie er dorthin gelangt ist. Mit Eifer haben sich deutsche Bühnenleiter bemüht, auch technisch seinen Werken gerecht zu werden. Denn unsere hochentwickelten Bühneneinrichtungen haben sich weit entfernt von der primitiven Bühne, auf die Shakespeare seine Dichtungen brachte. In diesen Bemühungen ist Mustergiltiges geleistet und auf englischen und amerikanischen Bühnen nachgeahmt worden.

So ist Englands größter Dramendichter auch den Deutschen mehr und mehr zu einem wirklichen Klassiker geworden. Nur in ganz knappen allgemeinen Zügen wollen diese Ausführungen zeigen, wie er in den drei Jahrhunderten seit seinem Tode im deutschen Denken an Boden gewonnen hat. Unsere Dichter, die größten nicht ausgenommen, haben sich an ihm geschult, und selbst die lebenden, wie G. Hauptmann, so weit sie auch scheinbar künstlerisch von ihm abgerückt sind, haben immer wieder auf ihn zurückgegriffen. Unsere Forscher haben in umfassender Arbeit an seinen Werken ihre Fähigkeiten erwiesen und wiederholt seinen Landsleuten, die ihn erklären wollten, die rechten Wege dazu gezeigt. Dem ganzen Volke aber ist er zu einem unerschöpflichen Quell reinster Kunstfreude, ernster geistiger Erhebung und reicher Anregung für Herz und Gemüt geworden. Wir schätzen an ihm die Kraft und die künstlerische Begabung, mit der er Leben und Menschen in seinen Schöpfungen vorführt. Wir freuen uns über die Mannigfaltigkeit lebenswahrer Gestalten, durch die er, der das Leben und die Menschen so gut kannte, alle menschlichen Schwächen geißelt und alle Tugenden und guten Absichten würdigt.

Kann uns die Tatsache, daß Deutschland mit seinem Volk im Kriege liegt, diese Freude verdunkeln? Das wäre kaum denkbar. Er gehört dem englischen Volke nicht mehr allein an, er gehört der Welt! Deutschland aber hat der Wertschätzung seiner Größe die Wege gebahnt, und schon dadurch sich einen Anteil an seinem geistigen Gut gesichert. Doch auch ohne dies Verdienst dürften die Deutschen Anspruch an ihn erheben. Denn, wie gesagt, er gehört uns allen!

Die Vierundzwanziger.

Erinnerungen aus meiner Soldatenzeit.

Wie die Helden von Douaumont im deutsch-französischen Kriege sich ihre ersten Lorbeeren verdienten. — Eine Schilderung der denkwürdigen Schlacht von Vionville.

Von **Hugo Bertsch.**

Von all den vielen Episoden, Berichten, Darstellungen aus den europäischen Kriegstheatern hat mich keine gewaltiger gepackt, als die Erstürmung des Verdun-Forts Douaumont durch das 24. (brandenburgische) Infanterieregiment.

Welch ein Meer von Erinnerungen tauchte in mir auf; welch wunderbare Zusammenstellungen längst erlebter Ereignisse mit diesem jüngsten füllten mein Herz. Unwillkürlich mußte ich die Worte des Evangelisten wiederholen: „Und die Letzten werden die Ersten sein,“ denn die Vierundzwanziger waren ja die allerletzten, welche als Rest der deutschen Okkupationsarmee am 12. September 1873 Verdun und damit Frankreich verließen. Und jetzt sind sie die ersten, welche den Fuß in dieses Festungswerk setzen.

Der 12. Brigade, gebildet vom 24. und 64. Regiment (in der achten Kompagnie des letzteren diente ich), wurde die hohe Ehre zuteil, nachdem die Pariser Forts, dann die Champagne geräumt waren, nach Verdun zu marschieren und den Ort zu halten, bis die bewußten fünf Milliarden ganz bezahlt seien.

Warum gerade die zwölfte, aus einem Dutzend anderer Brigaden, die nach jener Räumung in ihre Heimatsgarnison zurückkehrten? Vielleicht, weil sie den beneidenswerten Namen „die eiserne“ trug; weil keine Brigade an Heldentaten mehr geleistet hatte, keine schwerere Verluste erlitt. Die zwölfte Brigade war beim Schanzensturm auf Düppel, bei Königgrätz im heißesten Gewühl, auf den Höhen von Spichern; sie war die erste, welche den Franzosen bei Mars la Tour den Weg aus Metz heraus verlegte; sie kämpfte von Orleans bis Le Mans ununterbrochen elf Tage und Nächte lang im Schnee. Ihre Verluste waren manchmal so schrecklich, daß Feldwebel Kompagnien führten und bei Le Mans ein Major die ganze Brigade.

Das war die Truppe, welche auserlesen wurde, die letzte Etappe im grollenden Frankreich zu halten.

Das Garnisonsleben in Verdun bot wenig Unterschiedliches von dem in Deutschland. Mit Exerzieren, Schießübungen, Wache und Felddienst vertrieben wir uns — immer fleißig — die Zeit. Bei diesen Felddienstübungen durchstreiften wir schier alle die Ortschaften, welche heute im Kriegsbericht wieder erwähnt stehen. Ah, hätten die Männer jener Vierundzwanziger es gewußt, geahnt, daß einmal ihre Söhne und Enkel das Dorf dort unten, den Bergrücken dort drüben, diese und jene Schlucht mit deutschem „Hurrah“ und „Vorwärts“ erstürmen werden! Hätten sie, am Biwakfeuer schlafend, geträumt — ringsum stille Nacht, die Gewehre in Pyramiden — daß 43 Jahre später der gleiche Mond auf diese gleiche Landschaft herabscheinen wird, aber — auf die kalten, weißen, ewigschlafenden Gesichter neuer Helden, die auch den welschen Horden, Turkonegern, Hindungeheuern ihre Brust als Schild fürs teure Vaterland entgegenstemmten.

Verdun war damals nur eine schwache Festung ohne Vorwerke und vermochte unsere mobile Brigade nicht zu fassen. Das Füsilierbataillon der Vierundzwanziger wurde darum nach Etain verlegt; das erste und zweite Bataillon quartierte sich in die Kaserne der Stadt; die Vierundsechziger wohnten auf der Zitadelle und in Holzbaracken vor der Festung, die Offiziere größtenteils im Bürgerquartier. Der Oberbefehlshaber der Okkupationsarmee, General der Kavallerie von Manteuffel, verlegte auch seinen Sitz von Reims nach Verdun. Ein von Mauer und Garten umrahmtes Schloß wählte sich der hohe Herr zur Residenz. Ein Dutzend-Wachposten versperrten den Eintritt zu ihm; ein Dutzend gelbe Ulanen oder rote Husaren begleiteten ihn, wenn er ausritt. Das bot immer ein malerisches, schneidiges Schauspiel, wenn der „Alte“ dahergewettert kam.

Betreffs des Dienstes war es gewiß etwas neues, daß wir Infanteristen auch zu Artilleristen gedrillt wurden. Täglich mußten wir auf den Festungswällen Geschütze bedienen, laden, richten und Instruktionen anhören. Die eiserne Brigade war sich ihrer Vorpostenpflichten voll bewußt und ließ nichts außer Acht, gegen jeden möglichen Ueberfall gewappnet zu sein. Kriegsbereitschaft, wie viel, viel sie alle noch lernen müssen, die Franzosen, Russen, Engländer, Italiener, um so schlagfertig im Sattel zu sitzen wie der Deutsche, das zeige hier blos das eine Beispiel: Jeden schönen Morgen wurden Mannschaften abkommandiert, welche, Vermessungsinstrumente tragend, mit Offizieren vom Ingenieurkorps die Umgegend von Verdun abstreiften. Jeder Berg, Hügel, Wasserlauf, jede Straße und Talkrümmung wurden auf eine Karte gezeichnet. Distanzen von Höhen zu Höhen, auf denen damals Wälder, heute gepanzerte Forts stehen, wurden gemessen. Die Strömungen der Maas und ihre Furten geprüft, und das gleiche Landvermessen geschah bei Paris, Sézanne, Chalons, im Argonnenwald. Vierzig Jahre schaute die deutsche Kriegsbereitschaft voraus.

Frankreich hatte endlich die fünftausend Millionen Franken abgezahlt und die Okkupationsarmee durfte in ihre liebe Heimat zurückkehren. Am 11. September traf ein Bataillon französischer Chasseure aus Paris in voller Ausrüstung, feldmarschmäßig, in Verdun ein; es meldete sich beim Festungskommandanten Generalmajor v. Linsingen zum Dienst. Am folgenden Morgen zogen die Chasseure auf die von den Deutschen verlassenen Wachtposten. Einen wohl nie wiederkehrenden Anblick bot es, als die schmucken, wie es scheinen wollte, ausgesucht schönen Jäger unsere Wachen und Posten ablösten. Da stand der Deutsche in seiner dunkelblauen Uniform; weißes Lederzeug, die Pickelhaube auf dem Kopf. Vor ihm steht der Franzose in schwarzer, grün verschnürter Jägeruniform, das Käppi auf dem dunklen Kraushaar. Beide präsentieren das Gewehr. Dann schwenkt der blonde Teutone herum, gleichzeitig der Gallier hinüber; sie wechseln ihre Plätze. Der Franzose steht jetzt Schildwache; der Deutsche macht „Rechtsum, marsch!“ und geht — auf Nimmerwiederkehr, sagten wir damals.

Um 9 Uhr morgens, am 12. September 1873, begann der Ausmarsch aus Verdun, das wir, die zwölfte Brigade, volle zehn Monate besetzt hielten. An der Spitze ritt eine Schwadron Ulanen, dann kam die Bagage in langen Wagenreihen, dann die beiden Bataillone der Vierundzwanziger (deren drittes lag in Etain). Dann erschienen das erste und dritte Bataillon der Vierundsechziger; wir, das zweite, schoben uns bei den Baracken dazwischen. Kaum hatten die letzten unserer Kameraden die Tore der Festung verlassen, da begann ein Jubel in der Stadt, den ich nie vergessen werde. Kanonen wurden abgefeuert, die Kirchenglocken geläutet, Fahnen geschwenkt, und ein Freudengeschrei ertönte, das wir, weiterziehend, noch lange vernehmen konnten.

Nachmittags schwenkte mein Bataillon von der Chaussee auf einen Feldweg ab und quartierte sich gegen Abend in einem Dorfe ein. Die Bewohner benahmen sich, als wären wir ihnen die willkommensten Gäste. Ach, die Freude, uns endlich los zu werden, steckte die ganze Provinz an. Wir sahen nur glückliche, lachende Gesichter.

Am dritten Tage nach dem Abmarsch aus Verdun passierten wir, sämtliche Bataillone wieder beisammen, Mars la Tour. Mit dem Verlassen von Mars la Tour trat eine seltsame Stille in unsere Reihen ein. Das Singen und Lachen verstummte, sogar das laute Sprechen wurde zum Geflüster. Nur hier und dort zeigte ein Soldat, dessen Brust die Kriegsmedaille schmückte, auf einen Graben oder Hügel und sagte: „Da drüben fielen sie um wie die Kegel auf der Kegelbahn!“ Jeder schien die Stille zu spüren, aber jeder wußte, warum es stiller und stiller wurde: die Brigade betrat jetzt den Gottesacker ihrer Gefallenen.

Da, auf einmal, erscholl von der Spitze der ersten Kompagnie her ein Freudenschrei. Immer lauter wird's. Immer mehr Stimmen mischen sich ein. Immer näher kommt's, und wir zu der Stelle, wo das Jubelgeschrei begann. Jetzt sehen wir Helme in die Luft fliegen, in hochgehobenen Händen Gewehre gen Himmel ragen; die Offiziere ziehen ihre Säbel und mischen sich in den Taumel, der uns alle erfaßt. Die Fahnen werden entrollt und flattern; sinnbetäubend wird das Schreien, Hurrahrufen, das Säbel- und Bajonettengeklapper; und — plötzlich glättet sich das Tausend-Stimmenchaos zu dem majestätischen Gesang:

Es braust ein Ruf wie Donnerhall,
Wie Schwertgeklirr und Wogenprall:
Zum Rhein! Zum Rhein! Zum deutschen Rhein!
Wer will des Stromes Hüter sein?

So überschritt der letzte Rest der heimziehenden, glorreichen deutschen Armee die neue Vaterlandsgrenze zwischen Mars la Tour und Vionville.

In Vionville und Flavigny wurden wir einquartiert. Zum ersten Mal seit mehr als drei Jahren befand sich unsere Bataillonsfahne wieder auf deutschem Boden.

Am folgenden Tage, nachmittags, versammelten sich sämtliche zwölf Kompagnien meines Regiments zum Appell bei dem frisch errichteten Denkmal für die gefallenen Vierundsechziger. Das Monument steht auf einem freien Ackerfeld, südlich der Mars la Tour Chaussee, wo der Feldweg von Trouville einmündet. Seine Lage auf der Höhe macht es weithin sichtbar; zugleich genießt man dort eine günstige Ueberschau über Vionville und seine Umgebung, bis hinauf zu der mehr nördlichen Straße, welche von Metz über St. Privat und Etain nach Verdun führt.

Das Regiment bildete einen großen, dreigliedrigen Halbkreis, mit der Oeffnung gegen Osten. Der Oberst und die drei Bataillonsführer zu Pferde stellten sich in den Halbkreis. „Rührt euch!“ wurde befohlen. Oberst von Webern ergriff das Wort und sagte in kurzem: Er habe leider nicht die Ehre, das Regiment während der Schlacht von Vionville kommandiert zu haben; er übertrage darum die Schilderung jener denkwürdigen Begebenheit einem Augenzeugen, dem Herrn Major v. Dorndorf vom ersten Bataillon.

Major v. Dorndorf, ein hochgewachsener, graubärtiger Soldat, als solcher eine Brust voll Orden, als Redner eine klare, weithin schallende Stimme mit hinreißendem Pathos aufweisend, begann jetzt den atemlos Lauschenden das Bild der Schlacht zu entrollen, das ich, dank meines guten Gedächtnisses und des geführten Tagebuchs, schier wörtlich wiedergeben kann:

„Frühmorgens an jenem 16. August verließ das dritte Armeekorps sein Biwak im feuchten Moseltal. Es hatte Befehl, auf die südliche Straße Metz-Verdun zu marschieren, um Gewißheit zu schaffen, ob die französische Armee ihren Rückzug begonnen, nicht begonnen, oder gar schon ausgeführt habe. Im Falle letzteres noch nicht geschehen, sollen wir den Feind aufhalten, bis Verstärkung nachrücke.

Die Spitze der Brandenburger bildete unsere altbewährte zwölfte Brigade. Um 8 Uhr erhielten wir durch ausgeschwärmte Ulanen Meldung, daß der Feind in vollem Rückzug begriffen sei und seine Vorhut Mars la Tour passiere.

Sofort machten wir rechtsum und marschierten nördlich. Unsere Kavallerie attackierte Mars la Tour und brachte die Spitze des Feindes zum Stehen. Die Vierundzwanziger folgten der Kavallerie auf dem Fuße nach und bildeten mit ihr den äußersten linken Flügel der Schlachtlinie.

Die Vierundsechziger marschierten auf Vionville; das erste Bataillon links, das dritte rechts, das zweite auf das Dorf. Wir hatten nun die Chaussee in ihrer vollen Länge vor uns. Das erste Bataillon vertrieb die hinter dem Chausseewall postierten französischen Chasseure nach hitzigem Tirailleurgefecht. Das Füsilierbataillon näherte sich ebenfalls der Straße. Das zweite Bataillon machte einen Sturmlauf auf Vionville und nahm den Ort.

Hineinkommen war leicht, aber — herauskommen? Der aus dem Dorf geflohene Feind postierte sich nordöstlich auf jener buschigen Höhe, eröffnete ein mörderisches Salvenfeuer gegen unsere herausdrängenden Musketiere und trieb sie zurück. Gleichzeitig überschütteten französische Batterien das Dorf mit einem Hagel von Geschossen. Vionville begann zu brennen; Mauern stürzten, Balken, Ziegel und Bombensplitter flogen auf unsere Leute herab; Rauch und Flammen blendeten sie. Das zweite Bataillon war in eine häßliche Falle geraten. Hin und her rannten die Leute; alle Ordnung löste sich auf, alles Kommandieren war nutzlos, man hörte keine menschliche Stimme. Das Dorf aufgeben und rückwärts fliehen hätten sie wohl können, aber das wollte keiner.

In diesem Augenblick der größten Gefahr ergriff der leider nicht mehr unter uns weilende Major von Görschen die Fahne, und mit hochgehobenem Degen rief er: „Mir nach, Brandenburger! Vorwärts!“

Ein Bleihagel begrüßte die aus Vionville Herausstürmenden; aber „vorwärts!“ hieß es, „vorwärts! immer vorwärts!“ In wenigen Minuten war jene feuerspeiende Höhe mit dem Bajonett genommen. Das zweite Bataillon besetzte die Höhe, jedoch nicht lange. Der momentan verjagte Gegner sammelte sich in Uebermacht, und gestützt durch Artillerie und Mitrailleusen, drängte er die braven Musketiere vom Hügel herab, ins Dorf zurück und aus dem Dorf hinaus.

Jetzt entbrannte die Schlacht in ihrer ganzen Furie. Der Feind, den wir offenbar überrascht hatten, hatte unsere Absicht, ihm den Rückzug zu versperren, gemerkt, und ein allgemeines Sammeln, Linksschwenken und Anmarschieren auf die von den Brandenburgern im ersten Anlauf genommene Straße Mars la Tour-Vionville bewies, daß er durchbrechen wollte, ehe es zu spät.

Von Avanciren unsererseits war keine Rede mehr. Der Feind wurde von Viertelstunde zu Viertelstunde zahlreicher und hatte bessere Positionen inne, sowie besseren Ueberblick; er stand auf Anhöhen, wir in der Niederung; er war in Dörfern, Gehölzen und Gräben postiert, wir lagen größtenteils auf freiem Feld; er war vor allem erdrückend an Zahl. Zwischen zehn und elf Uhr hatten unsere zwei Divisionen außer dem Frossard'schen Korps auch das Canrobert'sche auf dem Halse, und Teile des Ladmirault'schen und des Decaen'schen Armeekorps, mit Artillerie und Mitrailleusen reichlich versehen, marschierten dort hinter der alten Römerstraße ins Gefecht. Besonders war es aber die Garde, jene schlachtengraue, mit Lorbeer geschmückte Elitetruppe Frankreichs, die sich unter persönlicher Führung Bazaines in die Feuerlinie leitete. Regimenter warfen sich uns entgegen, die schon bei Sewastopol, Magenta, Solferino, ja schon bei Austerlitz, Jena, Wagram und Borodino glorreiche Siege erkämpft hatten und als die „Unwiderstehlichen“, „Unüberwindlichen“ gepriesen wurden. Und sie zeigten sich ihrer Titel würdig. Mit lawinenartiger Wucht attackierten diese Garderegimenter das bedrohte Terrain, ihre Mitrailleusen überschütteten das Feld mit einem Bleihagel, ihre Batterien spieen Tod und Verderben, ihre Chassepots schossen schneller und weiter als das preußische Zündnadelgewehr, und wir mußten trotz des Feindes Uebermacht und seines höllischen Feuers vorwärts gehen, um auch unsere Kugeln zum Einschlagen zu bringen.

Ein fürchterliches Ringen entspann sich längs der ganzen Front, und die Brandenburger waren allein. Vor Nachmittag, vielleicht erst am Abend, möglicherweise garnicht konnte Ersatz erwartet werden, und noch war es Morgen. Reserven gab es bald keine mehr; jeder Mann, der auf den Füßen stehen konnte, stand im Feuer. Wir vermochten stark bedrohte Punkte nur mit Verschieben einzelner Kompagnien oder Bataillone zu unterstützen, welche ihrerseits auch in vorderster Linie kämpften. So mischten sich bald die verschiedensten Truppenteile durcheinander und bildeten ein schier unentwirrbares Chaos, in welchem kein Kommando gehört werden konnte. Das war jedoch Nebensache, denn das letzte Kommandowort von oben stand festgenagelt: „Den Feind nicht durchlassen!“

Mit einem „Vorwärts, Preußen!“, dem das „Vive la France!“ nicht standzuhalten vermochte, erstürmten die Vierundsechziger Vionville abermals, und nie wieder bekam ein Franzose die Straßen dieses Ortes zu sehen. Auch Flavigny wurde von den Fünfunddreißigern und Zweiundfünfzigern nach verzweifelter Gegenwehr des Feindes genommen und behauptet. Jener waldbewachsene Hügelrücken, der Bois d'Ognon, fiel ebenfalls in den eisernen Griff der Brandenburger; Rezonville konnte jedoch nicht angetastet werden.

Das blutigste, fürchterlichste Ringen herrschte aber dort oben zwischen Mars la Tour und Bruville, in der Kesselschlucht und dem nebenliegenden Wald. Die Vierundzwanziger hatten sich in jenem Gehölze festgesetzt. Es bot einen guten Verteidigungsplatz gegen feindliche Infanterie, aber nicht gegen Artillerie. Batterien an Batterien fuhren an der Bruviller Straße auf und bewarfen den Wald. Aeste und Bombensplitter flogen, Bäume stürzten, der Wald begann hier und dort zu brennen — aber die Vierundzwanziger blieben drinnen. Sturmkolonnen formierte der Feind und rollte sie, aus tausend Kehlen „Vive la France!“ schreiend, die Offiziere ihre Käppis schwenkend, todesmutig heran, sie prallten ebenso rasch zurück vor dem feuerspeienden Busch — die Vierundzwanziger blieben drinnen.

Jetzt war es Mittag. Das dritte Armeekorps hatte schon drei Stunden lang vier französischen Korps standgehalten. Ermattung zeigte sich. Unsere Artillerie schob, um numerische Schwäche durch größere Treffsicherheit ausgleichen zu können, ihre Batterien tollkühn an den stürmenden Feind heran; das kostete schnell die besten Kanoniere. Die Geschütze mußten aber bedient werden, mußten feuern. Offiziere bedienten sie gleich Gemeinen. Die Rohre wurden durch stundenlanges Feuern heiß bis zum Händeverbrennen. Die Munition wurde knapp und ging hier und dort aus. Auch die Munition der Infanterie wurde knapp. Tote und Schwerverwundete wurden ihrer Patronentaschen beraubt. Die Leichtverwundeten blieben auf dem Posten, blutend bis zur Erschöpfung.

Ein Uhr nachmittags. Der Feind begann mit dem Aufrollen unserer Schlachtlinie. Am linken Flügel fing es an. Die Vierundzwanziger wurden in der Flanke und dann von hinten gepackt; sie waren umzingelt und ihr Schicksal hieß: ergeben oder sterben. Die französischen Eliteregimenter, ihres Ruhmes eingedenk, machten den letzten Anlauf, unsere gräßlich gelichteten, erschöpften Reihen mit einer Gesamtattacke zu vernichten, denn von einem Weichen unsererseits war keine Rede. Ein geradezu wahnsinniger Widerstandsgeist hatte die Brandenburger ergriffen, welcher uns Führern alle Kontrolle über die Massen raubte. Ich fürchte, es hätten mir Zündnadelkugeln um den Kopf gepfiffen, wenn ich den Leuten zum Retirieren signalisiert hätte.

Da, wie eben diese feindlichen Kolonnen sich wieder heranschoben, hieß es plötzlich: „Platz machen, sie kommen!“

„Wer kommt?“

In unserem Rücken, dort neben Trouville, sahen wir eine mächtige Staubwolke rasend schnell auf uns zufliegen. Wir sahen aus der Staubwolke schwarz-weiße Ulanenfähnlein flattern, Kürassierhelme und unzählige Schwerter blitzen.

Wie eine Windsbraut jagte die in schrecklichster Not zu Hilfe geschickte Kavalleriebrigade Bredow durch unsere Feuerlinie. Vorwärts! Vorwärts; auf die französischen Tirailleure, und rannte sie um. Vorwärts! auf die feuernden Batterien, und hackte die Kanoniere in Stücke, nahm die Geschütze. Vorwärts! auf die zweite französische Schlachtlinie; durchbrach auch diese und bohrte ein Loch bis in das Zentrum des Feindes.

Sind das Reiter von Fleisch und Blut? Oder sind es Gespenster, Schatten, Lützows wilde Jäger, die, von den Toten auferstanden, Rache nehmen für ihren vergötterten Schill?

Jetzt aber schließen sich hinter den Reitern die zersprengten feindlichen Infanteriemassen und formieren neue Kolonnen. Zugleich zeigen sich die wehenden Helmschweife nahender französischer Panzerreiter: unsere Brüder sind in der Falle! — Sie sind nicht in der Falle! Kürassiere, Ulanen, Blaue, Weiße, alles durcheinander, so kommen sie von ihrem Todesritt zurück und stürmen abermals gegen die in ihrem Rücken formierten, Salven gebenden Infanteriereihen. Sie hauen sich durch und kommen frei; aber nur der sechste Mann. Fünfhundert fielen von sechshundert.

War das eine Attacke! Gleich einem röchelnden Koloß, der einen betäubenden Schlag erhielt, so ruhig wurde das Schlachtgebrüll nach diesem Stoß auf den Feind. Wir stellten das Feuern ein; mußten, weil uns die Eigenen voraus waren. Die zersprengten französischen Haufen mußten sich wieder zurechtfinden, sammeln. Franzosen und Deutsche schauten, Gewehr in Ruh', auf das grandiose Schauspiel, welches wohl keiner, auch der älteste Soldat nicht, je so gesehen hatte.

Schier eine Stunde Zeit war nun seit dem Anprall der Reiter verstrichen. Der Feind begann sich abermals zu regen. Wir hatten ebenfalls eine Ruhepause gehabt, aber eine herzlähmende, bluterstarrende. Das Schlachtfeld vor uns sah grauenhaft aus. Vollgesät lag es mit toten und verwundeten Franzosen, und ebenso vollgesät mit unseren Brüdern. Weiße Uniformen unserer Kürassiere, rote Hosen der Franzosen, schwarze Röcke gefallener Artilleristen, dazwischen blaue der Ulanen und deren schwarz-weiße Lanzenfähnlein spielten ein Farbenkonzert für die Augen, ebenso nervenerschütternd wie das Donnern der Geschütze für die Ohren.

Und dieses furchtbare Gemetzel soll keinen Zweck gehabt haben? Das Todesopfer unserer Kameraden umsonst sein? Die Schlacht trotz alledem verloren gehen?

Schon wieder wälzten sich die feindlichen Scharen näher. Wir waren Menschen und begannen zu verzweifeln. Da — abermals steigt eine Staubwolke hinter unserem Rücken auf. Wieder blitzen Waffen, Bajonette und Preußenhelme aus der Staubwolke.

„Die Hannoveraner kommen!“ geht es durch unsere Reihen. „Hilfe kommt! Die Hannoveraner kommen!“ schrien wir einer dem andern zu, mit heiserer, vertrockneter Kehle. Soldaten! Das muß erlebt sein, schildern kann es keine Sprache. Die Verwundeten am Boden stemmten sich auf die Arme, um sehen zu können. Verblutende, dem Sterben Nahe machten Bewegungen, als wollten sie mittun. „Die Hannoveraner kommen! Die Zehner kommen!“ schrien, lachten, weinten wir. Ein Freudentaumel, beispiellos, ergriff die ganze Front des dritten Armeekorps.

Jetzt entbrannte das mörderische Ringen von neuem. Unwiderstehlich, ohne Pause und Verschnaufen — und doch hatte es einen dreißig Kilometer langen Eilmarsch gemacht, ehe es bei uns anlangte — drang das zehnte Korps in die Schlachtlinie und drückte den Feind bis in jene Wälder dort oben hinter Bruville. Das neunte Korps kam nun ebenfalls, machte einen Angriff auf die Höhen von Rezonville und zwang den Feind zur Defensive. Gewaltige Kavalleriemassen häuften sich jenseits Mars la Tour, und wohl die größte Reiterschlacht des Jahrhunderts wurde dort zwischen Deutschen und Franzosen geschlagen. —

Der Kampf endete spät nach einbrechender Dunkelheit. Gesiegt hatte im strengen Sinne des Wortes niemand. Wir jedoch hatten den Zweck: den Feind auf seinem geplanten Rückzug aufzuhalten, erreicht und dem Oberkommando Zeit gewonnen, größere Truppenmassen heranzuziehen, um auch die beiden nördlicheren Straßen, Metz-Verdun, versperren zu können. Die Schlacht von Gravelotte, zwei Tage später, tat es gründlich und machte der französischen Rheinarmee überhaupt ein Ende, weiter mitzuspielen.

Das, meine Herren Offiziere, Unteroffiziere und Soldaten des vierundsechzigsten Infanterieregiments, das ist, kurz erzählt, die Geschichte jenes Tages, an welchem unsere Eiserne Brigade sich das Eiserne Kreuz auf ihre Fahnenspitzen verdient hatte.“ —

Ja, und diese hier wiedergegebene Schilderung aus meiner Erinnerung sei der, wenn auch ärmliche, doch aus tiefster Seele kommende Tribut eines alten Vierundsechzigers an sein Schwesterregiment, die Vierundzwanziger, die Helden unzähliger Schlachten und Gefechte, die Spartaner von Douaumont.

„Lieb' Vaterland magst ruhig sein:
Fest steht und treu die Wacht am Rhein!“

Ein russisches Urteil über die Northcliffe-Presse.

In dem seit Kriegsausbruch von der englischen Presse mit allen Mitteln unternommenen und fortgeführten Lügenfeldzug spielen die dem Zeitungslord Northcliffe gehörenden Blätter eine ebenso lärmende wie verleumderische Rolle. Die Macht und der Einfluß Lord Northcliffes in England sind dadurch gewährleistet, daß er die größten Londoner Zeitungen — die Times und Daily Mail — besitzt. In Hinblick auf die genugsam besprochene Kriegstätigkeit der englischen Blätter im allgemeinen und der Northcliffe-Presse im besonderen, ist ein Urteil des verbündeten Rußland interessant, das in einem Leitartikel des Rjetsch gefällt wird.

„Lord Northcliffe“, sagt das russische Blatt, „bediente sich stets jedes beliebigen Mittels, um seine persönlichen Zwecke zu erreichen. Er ist der typische Vertreter des englischen Journalismus, der seinen Erfolg ohne jedes Bedenken auf Sensation aufbaut. Während des Boxeraufstandes schreckte er nicht davor zurück, in der Daily Mail ein angebliches Originaltelegramm aus Shanghai zu veröffentlichen, in welchem die Niedermetzelung aller in Peking verbliebenen Vertreter der europäischen Staaten mitgeteilt wurde. Der vermeintliche Berichterstatter des Lord Northcliffe schilderte diese Schrecknisse in allen Einzelheiten und beschrieb auf das genaueste die Folterqualen, unter denen die europäischen Familien getötet worden seien. So wurde die Meinung der ganzen zivilisierten Welt aufgewiegelt. Später stellte sich heraus, daß das ganze Telegramm auch nicht ein einziges wahres Wort enthielt. Aber Northcliffe hatte sein Ziel erreicht: der Verkauf des Blattes hatte in ungeheurem Maße zugenommen. Diese Episode ist für die ganze Northcliffe-Presse charakteristisch.“

— An einem feinen Panamahut hat in Ecuador der Verfertiger 2 bis 4 Monate zu arbeiten.

— Die Misahöhe in Togo hat ihren Namen nach einem Fräulein Misa C., die seinerzeit dem Gouverneur v. Puttkamer nahe stand.

— [illegible] Siamesen halten Kampffische, die beim Kampf infolge ihrer Wut aus dem Mattgrünen ins Blaue, Violette und Rote übergehen.